

Nr. 154. Bromberg, den 9. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

„Doktor, daß ich Sie endlich finde! Ich habe Sie schon in Ihrer Wohnung angerufen, aber es hieß, Sie seien auf dem Wege hierher."

„Ist etwas vorgefallen, Herr Baron?" fragte Dr Kircheisen und schritt auf den alten Herrn zu, der in ziemlicher Erregung in die Halle getreten war.

„Denken Sie nur! Ulam Singh ist aufgewacht! Doktor, das ist doch ein gutes Zeichen, nicht wahr?"

„Jedenfalls . . ."

„Er spricht, Doktor! Er hat mit mir gesprochen."

„Ich werde mir den Patienten gleich ansehen."

Der Zustand des Inders hatte sich tatsächlich verändert. Noch immer lag er ausgestreckt auf dem Bett. Aber die Muskeln seines Gesichts befanden sich in heftiger Bewegung, die Falten strafften sich in unaufhörlichen Krämpfen. Kleine Schweißperlen saßen auf seiner Stirn. Er stieß Worte und Schreie aus in einem unverständlichen Idiom, seine Stimme klang heiser, manchmal schlug der Ton in den Diskant hinauf. Sein langer, schwarzer Bart lag wie eine Peitschenschnur auf der Bettdecke.

Es war ein schauerlicher Anblick, dieser exotische Fremdling, der sich so wild um sein Leben wehrte.

Dr. Kircheisen dachte in diesem Augenblick nicht mehr an das kränkende Verhalten der Baronesse, das ihn vorher so beunruhigt hatte. Er war in diesem Augenblick wieder ganz Arzt, nichts als Arzt und hatte keinen anderen Gedanken als die Sorge um seinen Patienten.

„Verstehen Sie ihn?" fragte ihn der Baron.

„Zum Teil. Er spricht wieder in seiner Muttersprache. Maharattisch.

„Was will er?"

Der Baron horchte eine kurze Weile auf die Fieberschreie des Kranken.

„Aha!" sagte er dann. „Wieder die alte Geschichte. Er beteuert, daß er unschuldig sei. Nicht er, sondern ein gewisser Nahib Ram hätte in jener Nacht die Wache gehabt."

„Was bedeutet das?" fragte der Arzt.

„Hab' ich Ihnen noch nichts davon erzählt? Ulam Singh war einmal Diener des Pravatitempels in Agra. Aber er hat seine Kaste verloren, weil in jenem Tempel ein schweres Sakrileg begangen worden ist. Darum ist er auch mit mir nach Europa gekommen; in Agra war er seines Lebens nicht mehr sicher. Er hat schon lange nicht mehr davon gesprochen. Jetzt, in seinen Fieberträumen kommt die alte Geschichte wieder zum Vorschein."

„Haben Sie Eis im Hause?"

„Natürlich," sagte der Baron und drückte den Klingeltaster.

Der Arzt hatte, während der Baron dem Diener seine Weisungen gab, ein Tuch hervorgezogen und dem Kranken die Schweißtropfen von der Stirn gewischt.

In diesem Augenblick richtete sich der Inder in seinem Bette auf. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den Baron an.

„Hemp!" stieß er mit heiserer Stimme hervor.

Die Wirkung, die dieses Wort auf den Baron ausübte, war eine außerordentliche. Er sprang mit einem Ruck aus seinem Lehnstuhl auf, ergriff die Hand des Kranken und legte sein Ohr an des Inders Mund.

„Ja, Ulam Singh! Sofort sollst du Hanf haben, sofort!"

„Was will er?" fragte der Arzt.

„Hanf."

„Er phantasiert, Delirium! Achten Sie nicht darauf."

„Nein!" rief der Baron in wachsender Erregung. „Er weiß sehr gut, was er will. Doktor, er weiß, was er will. Er spricht ganz vernünftig."

„Sehen Sie doch! Was soll das wieder bedeuten?"

Der Inder hatte mit einer plötzlichen Bewegung dem Arzte das Tuch aus der Hand gerissen, mit dem ihm dieser den Schweiß von der Stirne gewischt hatte. Mit Entsetzen sah der Arzt, wie der Kranke seine Beute in den Mund stopfte und voll Gier bemüht war, den Fetzen Leinwand rasch hinunterzuwürgen.

„Achtung!" schrie Dr. Kircheisen. „Helfen Sie mir, rasch, sonst schlingt er es hinunter!"

„Lassen Sie ihn nur! Lassen Sie ihn, Doktor!"

Mit Mühe und unter Aufbietung aller seiner Kräfte gelang es dem Arzt, dem sich heftig wehrenden Inder das Tuch aus den Zähnen zu reißen.

„Lieber Gott, warum haben Sie ihn denn nicht in Ruhe gelassen!" jammerte der Baron.

„Meinen Sie noch immer, daß der Kranke bei Sinnen ist? Er deliriert, er weiß nicht, was er tut," keuchte der Arzt ganz außer Atem, denn er hatte einen förmlichen Ringkampf mit dem Kranken zu bestehen gehabt.

„Er wußte, was er tat. Sie hätten ihm seinen Willen lassen sollen!" rief der Baron zornig. Dann beugte er sich über den Kranken, der jetzt völlig erschöpft und teilnahmslos dalag.

„Ulam Singh!" rief er. „Ulam Singh! Er hört mich nicht! Er versteht mich nicht!"

„Er hat Sie auch vorhin nicht verstanden und nicht einmal gehört. Es war das Fieber-Delirium."

„Nein! Er war vollkommen bei Vernunft! Er hat ja sofort nach Hanf verlangt, sowie er mich erkannte. Er hat ganz deutlich: „Hemp" gerufen."

„Nun, und? Was wollen Sie damit beweisen?" fragte der Arzt.

„Nichts!" sagte der Baron plötzlich ganz leise und senkte den Kopf zu Boden. „Sie haben recht, er hat im Fieber gesprochen."

„Nun, ein Eisumschlag und eine neuerliche Antitoxin-Injektion, das wird das Fieber am besten bekämpfen. Übrigens: Der Kranke ist erstaunlich bei Kräften; förmlich ringen hab' ich mit ihm müssen."

„Sie hätten ihm seinen Willen lassen sollen," sagte der Baron nachdenklich.

„Ich hätte ihn das Tuch verschlingen lassen sollen? Er wäre erstickt!"

„O nein! Er hätte das Tuch sogleich selbst wieder hervorgezogen. Er wollte die Reinigung seines Körperinnern erreichen. Sie kennen wahrscheinlich die Riten der indischen Saddhus nicht. Es heißt, daß das Reinigen des Körperinnern mittels eines Leinwandstreifens zu einer höheren Stufe seelischer Vervollkommnung führt."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron. Sprechen Sie jetzt von den Hirngespinsten und Träumen der indischen Mystik?"

„Wollte Gott, es wäre ein Traum und es gäbe ein Erwachen," sagte der Baron ganz leise und halb für sich und sah dem Arzt zu, der jetzt mit geschickten Händen dem Kranken den Eisumschlag um die Stirn legte.

„So, nun wären wir fertig für den Augenblick", sagte der Arzt.

„Es geht ihm heute besser, Doktor, nicht wahr, es geht ihm viel besser — glauben Sie nicht?" fragte der Baron.

„Anscheinend", sagt der Arzt kurz. Er sah keinen Grund, den alten Mann durch die Eröffnung zu beunruhigen, daß ihm das Delirium das letzte Stadium des Todeskampfes einzuleiten schien. Das Leben Ulam Singhs zählte nur noch nach Stunden.

Der Baron war sofort wieder in guter Laune.

„Sie machen mir doch das Vergnügen, mit mir zu speisen. Nur wir beide, ganz allein . . ."

„Und die Baronesse?" fragte Dr. Kircheisen.

„Meine Tochter hat schon mit ihrer neuen Gesellschafterin zu Mittag gegessen", antwortete der Baron. „Ich muß Sie ferner um weitgehende Nachsicht bitten. Ich kann für die neue Köchin keine Verantwortung übernehmen, sie ist erst drei Stunden im Haus. Nein, nicht hinunter. Wir werden oben im ersten Stock speisen, auf der Terrasse kann man ja bei diesem Wetter nicht sitzen."

Der Baron trat höflich zur Seite, um den Arzt vorangehen zu lassen . . . Jetzt ist der Augenblick gekommen . . . dachte Dr. Kircheisen. . . . Jetzt werd' ich ihm die Falle stellen.

„Wenn ich nicht irre, haben Sie als erster die Cima Undici in der Brentagruppe bestiegen, Herr Baron?"

Der alte Herr blieb augenblicklich stehen und blickte überrascht den Arzt an. „Sie wissen davon? Interessieren Sie sich am Ende auch — sind Sie gar selber Hochtourist?"

„Ein wenig. Nur ein Outsider gewissermaßen", sagte der Arzt.

Der Baron ergriff in freudiger Erregung Dr. Kircheisens Hand und schüttelte sie. „Auch Alpinist? Aber das ist ja herrlich! Und das sagen Sie mir erst jetzt?"

„Wann war das eigentlich, daß Sie die Cima Undici erstiegen haben?" unterbrach ihn der Arzt kühl.

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, es war in diesem Frühjahr, am 24. Mai."

Der Arzt lächelte . . . In diesem Frühjahr! Daß der alte Herr sich der Ungereimtheit dieser Behauptung so gar nicht bewußt wird! Aber, wie merkwürdig . . . Das Datum stimmte. „Am 24. Mai um drei Uhr morgens" . . . so stand es ja in der Nummer des „Gletscher" gedruckt.

„Und von wo aus sind Sie den Aufstieg angegangen? Ich meine, wo war Ihr Standquartier."

„In Salo, natürlich", antwortete der Baron, ohne einen Augenblick zu zögern. „Kennen Sie dieses italienische Nest?"

. . . Auch das stimmt . . . . dachte der Arzt verwundert. . . . Nun, sehen wir weiter . . .

„Sie hatten einen ausgezeichneten Führer mit, wie man mir erzählt hat. Den . . . den . . . — wie heißt er doch nur? . . . "

„Den Jakob Schwarzinger! Der geht immer mit mir. Kennen Sie ihn am Ende auch? Sind Sie vielleicht auch schon mit dem Schwarzinger gegangen? Wahrscheinlich im Glocknergebiet, nicht wahr? Das ist ja seine Spezialität, er ist nämlich in Heiligenblut zu Haus."

. . . Also, das ist doch zum Staunen! Alles stimmt. Es ist ihm nicht beizukommen. Hab' ich unrecht mit meinem Verdacht? Sollte der alte Mann tatsächlich der echte und wirkliche Baron Vogh sein? Ja, dann war die Sache doch noch weit unbegreiflicher! . . . Dr. Kircheisen war sehr unsicher geworden.

„Ja, er ist ein außerordentlich verläßlicher Führer, der Schwarzinger", setzte er sein Verhör fort. „Das hat sich ja auch damals auf der Cima Undici gezeigt, bei dem Gratübergang, als sich der Stein loslöste."

Sie stiegen langsam im Gespräch die Treppe empor, die in den ersten Stock führte.

„Wie gut Sie informiert sind!" rief der Baron in freudigem Erstaunen. „Ich weiß schon, sicher waren Sie bei dem Vortrag, den ich im Juni im Touringklub gehalten habe."

„Erraten!" log Dr. Kircheisen. Aber seine Stimme klang ganz verzagt. . . . Er ist wahrhaftig der, für den er sich ausgibt. Ich war auf einem Irrweg. Aber wie, zum Teufel, soll ich mir dann sein Verhalten seiner Braut gegenüber erklären! Noch einen letzten Versuch! . . .

„Haben Sie nicht auch Spuren Ihres verunglückten Vorgängers gefunden?" fragte er.

„Natürlich, ich habe das ja auch erwähnt in meinem Vortrag. Hundert Schritt vor dem ersten Schneefeld unterhalb des Risses liegt noch heute Mac Cullochs Eispickel im Geröll."

. . . Jetzt gibt es keine Zweifel mehr. Er ist wirklich und wahrhaftig der „tolle Baron"! Ein Glück, daß ich nichts hab' merken lassen von meinem dummen Verdacht . . . Da hätt' ich mich gehörig lächerlich gemacht.

„Sie kannten wohl Mac Culloch nicht?" fragte der Baron, indem er zwei Stufen auf einmal nahm. „Ich hab' ihn gut gekannt. Er war ein verschlossener Mensch, der nur selten und auch dann nur wenig sprach; aber immer hatte er einen höhnischen Zug um den Mund. Ich bin zweimal mit ihm geklettert, vor Jahren. Die Vajolett-Türme hab' ich mit ihm gemacht und dann die Bischofsmütze: Die war meine erste Klettertour. Ich war ein Anfänger, damals. Ich glaube, daß ich mich gut gehalten habe, aber er hatte kein Wort der Anerkennung für mich, nur immer den überlegenen, mokanten Zug um den Mund."

Der Baron stieg rasch und voll Eifer die Treppe empor. „Sehen Sie, drum hat es mich immer gelockt und getrieben, die Cima Undici-Nordwand er erklettern, an der der große Mac Culloch gescheitert ist. Und ich hab' sie erstiegen! Ich hab' mir selbst bewiesen, daß jenes impertinente Lächeln Mac Cullochs eine Lüge war, an die er selbst niemals geglaubt hat."

Der Baron schöpfte tief Atem, nahm wieder ein paar Stufen und fuhr fort:

„Sehen Sie, Doktor, da war eine Stelle auf der Cima Undici hart unterhalb des Gipfels, die war noch schwerer als der Riß, an dem Mac Culloch verunglückt ist. Eine glatte, steile Wand, fast ohne Griffe. Wir machten das so: Der Schwarzinger stieg mir auf die Schultern und ich richtete mich langsam auf. Dann mußte ich mit dieser Last auf dem Rücken drei Schritte weit die Wand traversieren, bis der Schwarzinger den einen Griff erhaschen konnte, den die Wand bot."

Der Baron drehte sich nach dem Arzt um und demonstrierte ihm jenen Griff, wobei er zur Verdeutlichung der Situation das Treppengeländer zu Hilfe nahm.

„Aber der Schwarzinger konnte den Griff nicht finden", setzte er im raschen Weitergehen fort. „Und ich hatte keinen Halt, ich fühlte, daß wir beide, der Schwarzinger und ich, im nächsten Augenblick zerschmettert in der Tiefe liegen müßten, wenn ich die Last nicht los würde. Mein Fuß begann abzugleiten und oben brüllte der Schwarzinger: „Aushalten! Um Gottes willen, aushalten!" So hatte ich ihn noch nie rufen gehört."

Der Baron holte tief Atem, zitternd vor Erregung.

„Und ich hielt aus, bis der Schwarzinger seinen Griff hatte. Ich weiß heut' noch nicht, wie ich's gemacht hab'. Nicht Hände und Füße allein, nein, Knie, Schulter, Brust, alles griff zu, saugte sich an der Felswand fest. Als wir oben waren, sagte der Schwarzinger: „Mit keinem geh ich nochmals da herauf, und wenn er mir zweitausend Gulden bar auf den Tisch legt. Aber mit Ihnen, Herr Baron, noch zwanzigmal." Da hat sich's nicht mehr um Geschicklichkeit gehandelt, Doktor, nicht um Mut, nicht um Ausdauer. Nein, nur um Kraft, um ganz gemeine, rohe, körperliche Kraft!"

Dr. Kircheisen schloß die Augen. In Gedanken versuchte er sich die schauerliche Situation auszumalen. Er

sah die gewaltigen Felswände und die schwindelerregenden Tiefen, er hörte den Gletscherbach brausen und fühlte den kalten Hauch des Windes, der vom ewigen Eise herkam, und inmitten dieser Welt des Grauens sah er den Baron, wie er mit seiner Last auf den Schultern furchtlos Schritt für Schritt die glatte Wand traversierte, den gähnenden Abgrund zu seinen Füßen.

Dr. Kircheisens Mißtrauen war längst gewichen. Nichts als schrankenlose Bewunderung erfüllte ihn vor dem Manne, der unter solchen Gefahren mit solch übermenschlicher Kraft — — —

Plötzlich fühlte er einen leichten Stoß. Der „tolle Baron", der die Nordwand der Cima Undici bezwungen hatte, war ihm mitten auf der Treppe in die Arme gesunken; hilflos, zitternd, nach Atem ringend lag er da und stieß mit einem müden und traurigen Lächeln hervor:

„Doktor . . . ich kann nicht weiter . . . Sie müssen mir . . . da hinauf helfen, . . . die vielen Stufen! . . . ich hab' mir . . . zuviel zugemutet, . . . die Stiege ist . . . zu steil . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ein mutiger Friseur.

Von Friseuren und Barbieren erzählt man sich allerhand kühne Streiche. Man denke nur an den Barbierlehrling, der einem wilden Ritter die widerspenstigen Borsten vom Kinn rasieren sollte, und wehe, wenn er ihm die Haut dabei ritzte — das blanke Schwert lag gezückt auf den Knien des hohen Herrn. Ja, wehe, wenn er ihn ritzte, dem Ritter dreimal wehe — im gleichen Augenblick wäre ihm nämlich das Rasiermesser des Lehrlings in die Gurgel gefahren . . .

So schauerlich ist die Geschichte mit dem mutigen Friseur, die sich in Ungarn abgespielt hat, ja nicht. Aber sie zeigt doch wieder, was für beherzte Menschen die Friseure eigentlich sind, trotzdem sie doch so ein zartes Handwerk ausüben. Da befand sich in Marosvasarhely ein Wanderzirkus mit großer Tierschau. Die großen Raubtiere bildeten gleichermaßen das Entzücken und Entsetzen der ländlichen Bevölkerung, insbesondere begeisterte man sich für einen Riesenlöwen, der mit seiner dicken Mähne und den großen Pranken so furchterregend aussah, daß allen Menschen bei seinem Anblick das Gruseln kam.

Als besondere Schaustellung war nun die Fütterung dieser Raubtiere angesetzt, und da begab es sich, daß der große Löwe, durch die Unachtsamkeit des fütternden Wärters, mit einem Sprunge aus dem Käfig mitten in die schaulustige Menge hineinsetzte. Das Publikum, vor Angst gelähmt, wagte nicht zu flüchten. Was Sekunden vorher Frauen und Männer mit angenehmem Gruseln erfüllt hatte, war zur Wirklichkeit geworden. Zitternd drängten die dem Löwen am nächsten stehenden Leute zurück, zu beiden Seiten des Tieres wurde eine Gasse frei, durch die er gemächlich dahintrottete. Auch die Wärter hatte der Schrecken gelähmt; nichts wurde unternommen, um den Spaziergang des plötzlich freien Königs der Tiere so schnell wie möglich zu beenden. Jetzt meinen allerdings viele, daß gerade diese Ruhe, die natürlich unter dem Druck der furchtbaren Spannung stand, ein großes Unheil vermieden hatte. Der Löwe wurde weder durch überlaute Schreie, noch durch Schüsse und dergleichen, wie es in ähnlichen Fällen meist üblich ist, erschreckt und nervös gemacht. Er beachtete die Menschen zu seinen beiden Seiten gar nicht, sondern lief geradeaus die freie Bahn, die sich durch die allmählich immer stärker zurückweichenden Leute zu einer breiten Straße nach dem Ausgange des Zirkusterrains erweiterte. Erst hinter ihm erhob sich dann der wilde Angstschrei der Menge, die die Bestie ins Dorf eilen sah.

Der Löwe stolzierte über den Dorfplatz. Vier Kinder spielten dort an einem Brunnen und bemerkten gar nicht die herannahende, drohende Gefahr. Erst auf das Geschrei der Verfolger entdeckten sie staunend das sonderbare Tier und flüchteten sich, mehr neugierig als ängstlich, auf die Heiligenstatue des Brunnens. Das kleinste der Kinder konnte bei dieser turnerischen Übung nicht mitmachen, wußte auch gar nicht warum und weshalb. Es ging dem Löwen sogar einige Schritte entgegen, wohl in der Meinung, einen schönen Hund vor sich zu haben, den man streicheln könnte. Aber auch hier nahm der Löwe keine Notiz; im Gegenteil, er machte einen Bogen um den plätschernden Brunnen und verdoppelte seine Schritte. Vor einem Kellerfenster der vollkommen ausgestorbenen Dorfstraße machte er halt und zwängte seinen Kopf hinein. Es war der Laden des Friseurs Milan Bogdanov . . .

Milan, von Entsetzen gepackt, floh aus der Stube. Durch den Türspalt sah er aber noch, daß das Tier durch das schmale Kellerloch nicht vollends hinein konnte. Es hatte sich mit dem dicken Kopfe und der Mähne festgezwängt und konnte nicht recht vor und nicht zurück. Da kam ihm der eigenartige Gedanke, den er beim Hufschmied tagtäglich in der Praxis angewandt sah: er stürzte auf die Straße, näherte sich beherzt dem Hinterteil des Löwen und riß ihm die linke Hinterpranke hoch, die er schnell mit einem Stück Tuch umwickelte. In dieser Stellung verharrte er einige Minuten, bis die Wärter heran waren; der Löwe war außerstande sich zu bewegen. Als dann der schnell angefahrene Käfig den für die Zirkusleute unersetzlichen Löwen wieder aufgenommen hatte, mußten sowohl der Zirkusdirektor wie das ganze Dorf dem tüchtigen Friseur nicht genügend Dank zu sagen. Er und auch der brave Löwe, der keinem Marosvasarhelyaner ein Haar gekrümmt hatte, wurden stürmisch gefeiert und erhielten an diesem Tage noch eine ganz auserlesene „Fütterung" . . .

Wenn einer eine Reise tut . . .

Ist das Baby ein Gepäckstück?

In Holland entbrennt ein heftiger Zeitungskrieg, in dem sich zwei Parteien Luft machen: hie die Mütter — hie die Bahndirektion. Und die Ursache ist eine Bauersfrau. Frau Antje wollte von ihrem Fischerdorf zu ihrer verheirateten Schwester nach Hertogenbusch fahren. Mit buntem Rock, knappem Spenzer, steifer weißer Haube und blendender Schürze klettert sie in den Wagen dritter Klasse, sorgsam einen umfangreichen geflochtenen Korb balanzierend. Der Stationsvorstand besieht sich diese Expedition mit hochgezogenen Brauen, stiefelt auf Frau Antje zu, ergreift sie sanft beim Arm und bedeutet ihr, in das Abteil für Reisende mit Traglasten umzusteigen. Dort aber sind alle Plätze besetzt und Frau Antje müßte stehen. Also erhebt sie lebhaften Einspruch. „Nein", erklärt man ihr, „mit solchem Gepäckstück dürfen Sie in das andere Abteil nicht hinein!" — „Gepäckstück?" — Frau Antje ist entrüstet. Sie klappt den Deckel zurück — da liegt ein süßschlafendes Baby!

Gepäckstück? Der Beamte steht sprachlos. Inzwischen hat der Zug die Geduld verloren und ist auf und davon. Das Baby brüllt, Frau Antje verspätet sich, es kostet ein Telegramm, der Beamte verteidigt sich, die Zeitungen mischen sich erfreut hinein, Mütter rasen, die Direktion verteidigt ihren Beamten — auch im behaglichen Holland kann man die Nerven verlieren.

Der Prahlhans.

Prahlhans hat seit einer Stunde die unerhörtesten Geschichten erzählt. Die Zuhörer fangen an die Geduld zu verlieren. Der Herr mit dem Berliner Akzent beschließt einzuschreiten und beginnt mit einem Blick in die Runde: „Das sind ja furchtbare Abenteuer — aber ich muß Ihnen auch etwas erzählen, das ist noch viel toller. Als ich voriges Jahr hier war, machten wir in großer Gesellschaft eine Motorbootpartie. Auf einmal, man konnte kaum noch Land sehen, ein furchtbarer Krach — der Motor ist explodiert." Stille. Dann fragt der Prahlhans: „Nun, und —?" Der Herr mit dem Berliner Akzent fährt sich über die Augen: „Ja — wir sind alle ertrunken."

Sehr dreist.

Der Herr ihm gegenüber verschmachtet nach Zigarren. „Entschuldigen Sie, haben Sie vielleicht etwas Rauchbares bei sich, was Sie mir überlassen könnten?" — „Vielleicht Zigarren? Bitte sehr —" der Rauchlustige erhält fünf Zigarren, reicht ein 5-Zloty-Stück hinüber und bekommt ein 2-Zloty-Stück zurück: Er will es einstecken, besinnt sich und reicht es zurück: „Bitte, wenn Sie so freundlich sein wollen

— kann ich noch Zigarren haben?" Der Herr gegenüber nimmt die Münze, die er vor fünf Sekunden dem anderen gab, besieht sie erstaunt ablehnend und schüttelt den Kopf: „Hierfür? Bedaure! Das 2-Zloty-Stück ist falsch . . ."

Wegen einer Rauchwolke 170 000 Schilling Schadenersatz.

In Österreich hat sich folgendes Geschichtchen zugetragen: Zwölf Personen fahren in einem Überlandautobus vergnügt in die grüne Sommerlandschaft hinein. Neben der Landstraße läuft ein Schienenweg daher, und nun kommt das Zügle keuchend und pfeifend näher, holt den von Staubwolken umhüllten Autobus ein und vergrößert diesen Nebel durch eine schadenfrohe Rauchwolke, die es rußend dem winzigen Schornstein entsteigen läßt, mit triumphierenden Pfiff schnauft es an dem Rivalen vorbei . . .

Der Lokomotivführer, zuerst stolz auf seinen billigen Sieg, hat den ganzen Vorfall bald vergessen. Einige Wochen gehen ins Land, und plötzlich erinnert ihn ein amtliches Schreiben an den Autobus und die Rauchwolke — eine Vorladung wegen fahrlässiger Körperverletzung oder so etwas Ähnlichen: die schadenfrohe Rauchwolke hat dem Chauffeur die freie Sicht genommen, er war mit dem Autobus in einen Graben gerutscht — einige Verrenkungen, Quetschungen und ein gebrochener Finger sind zu entschädigen, außerdem ist der Autobus völlig invalide geworden. Eine Klage auf 170 000 Schilling ist die Folge . . .

Der Ruf nach der Wildnis.

Kleine Geschichte von Gerda v. Below.

Dicht am Walde, nach Osten zu, ziemlich am Rande der Kolonie, steht ein merkwürdiges Haus. Hell erhebt es sich aus einem Garten mit sehr gepflegten, quadratisch abgezirkelten Rasenflächen. Mitten im Grün stehen — Blumen? Nein! Zahme Rehlein, zahme Häslein, reglos, starr, aus braungestrichenem Metall.

Auf dem Wasserbecken eines Springbrunnens ruhen wie leblos zwei große, lebendige Schwäne. Oft bin ich an ihnen vorübergegangen, zögernden Schrittes und sehr bedrückten Herzens; ich schämte mich.

Die Schwäne sahen mich nicht an. Sie regten sich nicht. Sie bleiben steil inmitten des Kreises, als hätten sie schon am ersten Tage darauf verzichtet, den Kreis zu durchmessen, um an die allzu enge Runde nicht erst gemahnt zu sein. Manchmal hielten sie den Kopf ein wenig schräge. Sie starrten bohrenden Auges durch schimmernde Wolken auf flachen Grund. Einsamkeit, die nicht einmal abgründig war. Himmel ohne Raum und Tiefe, leerer Schemen . . .

Drangen sie mit dem Strahl der Sonne durch ewige Bilder, so stießen sie rasch auf toten Stein. Stein, der nicht einmal gewachsen war in den Wehen der Welt!

Einander schenkten sie keine Beachtung. Auf drei Quadratmeter Lebensfläche stirbt selbst die Liebe, und jede Regung sinkt in dumpfen Schlaf.

Nur einmal . . . An einem Sonntagmorgen war es. Die Tür zum Garten stand offen; auch einige Fenster waren geöffnet. Aus dem Innern des Hauses drang emsiges Knacken und Schnarren. Der leidige Sommergast, der seinen Sonntag damit verbrachte, planlos am Radio herumzuschrauben, stieß nach längeren vergeblichen Ansätzen auf die gesuchte Welle mit furchtbarer Plötzlichkeit. Er traf dabei mitten auf einen angebrochenen Satz, der die Stille des Gartens mit Stentorstimme zerriß. Die beiden Schwäne fuhren jäh auf. Durch ihren Körper lief ein Beben wie unter einem Hieb; und der eine, der größere, reckte die spreizigen Flügel weit aus, peitschte die Luft und — schrie! Es war ein einziger Trompetenton, ein langer, öder, namenloser Schrei, den die gepreßte Kehle ausstieß, groß und dunkel, von jener erst- und letztmaligen Schrecklichkeit, die von den Wurzeln des Seins abspringt über die Drohung in Grauen und Tod.

Der Lautsprecher ging weiter.

Der Schwan, in Furcht vor seiner eigenen Stimmgewalt, zog matt das Haupt an die Brust zurück, von seinem Weibe mit Neugier betrachtet . . . .



Bunte Chronik



Der drahtlose Arzt.

Als eigenartigste Praxis der Welt dürfte wohl der drahtlose Gesundheitsdienst anzusehen sein, den Dr. Fr. S. Parnay vom kanadischen Gesundheitsministerium eingerichtet hat. Seine Patienten leben 2400 bis 3200 Kilometer von ihm entfernt, und nur in den seltensten Fällen bekommt er einen von diesen Patienten wirklich zu sehen. Seit drei Jahren ist der medizinische Ferndienst in Tätigkeit. Wenn früher ein Eingeborener oder ein Pelzjäger oder ein Beamter in diesen Eisregionen erkrankte, so hing es vom Zufall ab, ob ihnen ärztliche Hilfe zuteil wurde oder ob sie sich selbst überlassen blieben. Dann, als die Kanadische Regierung Kurzwellensender errichten ließ, kamen die Angestellten der Sendestationen auf den Gedanken, sich bei Krankheitsfällen des öfteren bei der Zentralstelle in Ottawa Rat zu holen. Auf diese Weise entstand Dr. Parnays medizinischer Ferndienst. Sieben Sendestationen verteilen sich auf die arktische Zone von Kanada. Jede dieser Stationen ist an den ärztlichen Ferndienst angeschlossen. Dr. Parnay läßt sich nun auf drahtlosem Wege die Krankheitsberichte geben, stellt auf die gleiche Weise die Diagnose und erteilt seine Verordnungen. Dr. Parnay hat dafür gesorgt, daß jede Station die gebräuchlichsten Arznei- und Behandlungsmittel sowie ärztliche Handbücher besitzt, so daß die Sendeleiter nach Anordnungen Parnays und der Handbücher imstande sind, in vielen Krankheitsfällen Hilfe zu leisten oder in schwereren Fällen Dr. Parnay so eingehend über die Krankheitssymptome zu unterrichten, daß er drahtlos in Funktion treten und genaue Verhaltungsmaßregeln geben kann. Man hat in diesen drei Jahren durchaus befriedigende Resultate mit dem drahtlosen medizinischen Ferndienst erzielt.

*

* **Der erste Füllfederhalter.** Der Füllfederhalter wird meistens als eine amerikanische Erfindung des 19. Jahrhunderts angesehen. Es ist jedoch festgestellt worden, daß bereits im Jahre 1780 der deutsche Mechaniker Scheller in Leipzig einen Füllfederhalter unter dem Namen „Reiseschreibfeiler" in den Handel brachte. In Frankreich wird aber jetzt darauf hingewiesen, daß schon im Jahre 1725 ein Franzose einen richtigen Füllfederhalter gebaut hat. Als Quelle dafür wird ein Buch aus dem Jahre 1725 angeführt, von dem königlichen Ingenieur Bion verfaßt. Der Füllfederhalter heißt dort „plume sans fin" und besteht aus drei Teilen, ganz ähnlich wie der heutige, nur ist er viel primitiver zusammengesetzt.



Lustige Ecke



Kein plausibler Entschuldigungsgrund.



„Entschuldigen Sie, Herr Bureauvorsteher. Aber stellen Sie sich das Unglück vor: ich bin von einem Auto überfahren worden!"

„Wenn schon, das kann aber keine geschlagene Stunde gedauert haben."

Verantwortlicher Redakteur: J. B. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.